

## Literatur des Auslandes.

N<sup>o</sup> 107.

Berlin, Freitag den 4. September

1840.

### Frankreich.

#### Die Beichte des heiligen Augustinus.<sup>\*)</sup>

Von Saint-Marc Girardin.

Bücher, die man heutzutage am wenigsten kennt, waren einst die beliebtesten und gelesensten von der Welt. Vor Zeiten gab's in den Familienzirkeln in Frankreich eine Lektüre, die dazu diente, den moralischen, frommen Sinn zu nähren, und die gewissermaßen die Grundlage der Ideen und Reflexionen des bürgerlichen Lebens bildete. Bei den Protestanten war es die Bibel; bei den Katholiken war's entweder irgend eine Sammlung von Predigten, oder das mit den Anmerkungen des Paters Quésnel oder den moralischen Abhandlungen von Nikolaus ausgestattete neue Testament, oder endlich irgend eine Uebersetzung der Kirchenväter. Unter den Werken der Letzteren dürfte aber die „Beichte“ des heiligen Augustin das beliebteste gewesen seyn, das man immer mit Vergnügen las, wenn auch manches fromme Gemüth, wie der Pater de Latour, an gewissen Stellen, in denen Augustin die Fehlritte seiner Jugend etwas leidenschaftlich vorträgt, einigen Anstoß nahm.

Während diese Lektüre von Generation zu Generation sich fortpflanzte und allmählig jenen Geist des Ernstes und der Reflexion hervorbrachte, der den Grundton des siebzehnten Jahrhunderts bildet, lesen wir heutzutage fast nichts als Romane und Flugchriften. Ja, während die „Beichte“ des heiligen Augustinus in den Augen des Paters de Latour fast als profan erscheint, dürfte sie in unseren Tagen nur als zu ascetisch erscheinen. Indessen erlaube ich mir hier, um das Interesse zu erhöhen, auf die Aehnlichkeit aufmerksam zu machen, die nicht bloß dem Titel nach, sondern selbst hinsichtlich des Inhalts zwischen den Konfessionen Rousseau's und denen unseres Augustin's stattfindet.

Auch Jean Jacques hat in seiner „Beichte“ keinen Anstand genommen, ein Gemälde der Verirrungen seiner Jugend zu entwerfen, und wir können ihn deshalb nicht tadeln. Denn Alles, was den Menschen interessiert, gehört der Literatur an. Nur giebt sich in dem Style Jean Jacques', ungeachtet sich derselbe zum Reformator seiner Zeit berufen fühlt, noch die Befangenheit des Zeitgeistes in dem öfteren Mangel an Keuschheit und Decenz kund. Dagegen bewundern wir beim heiligen Augustin, der uns ebenfalls seine Jugendverirrungen schildert, die Zucht und den Adel der Worte, die keinesweges in Kälte ausarten. Seine Reue läßt ihm das Bild seiner Fehlritte eher in einem größeren als in einem verkleinerten Maßstabe erscheinen, aber er stellt sie uns in gehaltvollen, kernhaften Ausdrücken dar, die dem Anstande keinen Abbruch thun. Er ist wahr, ohne frech, er ist dreist, ohne schlüpfzig zu seyn.

„Was ich wollte, was ich wünschte“, erzählt uns Augustin, „das war, zu lieben und wieder geliebt zu werden. Ich hielt mich nicht mehr in den Schranken der Freundschaft, mein Herz riß mich weiter fort. Meine Begierden entwickelten sich zu einem dünstigen Jugendrausch, der alle meine Sinne umnebelte, und in meiner Verblendung verwechselte ich bald die Leidenschaft mit dem wahren Glücke der Liebe. Wäre mein Vater auf meinen sündlichen Zustand aufmerksam gewesen, so hätte er, um dem Strome meiner Leidenschaften Einhalt zu thun, dafür sorgen mögen, daß ich so zeitig als möglich in den Stand der Ehe träte; allein mein Vater war weit mehr um die Ausbildung und die Erfolge meiner Veredelsamkeit, als um mein Betragen und meine Moralität bekümmert. Meine Mutter schien mir viel zu weiblich, als daß ich darauf hätte hören mögen. Hierzu kam, daß ich mich vor meinen Jugendgenossen schämte, weniger verderbt zu seyn als sie. Da ich hörte, wie sie sich ihrer Ausgelassenheiten rühmten, da ich sah, wie sie sich einander um so mehr Beifall zuflüsterten, je mehr sie der Zügellosigkeit sich hingaben, so eilte ich bald selber der Sünde entgegen, weniger um meine Wollust, als um meine Eitelkeit zu befriedigen. Wenn gewöhnlicherweise die Schande eine Folge des Lasters ist, so suchte ich vielmehr das Laster, um der Schande zu entgehen, und da ich um jeden Preis meinen Gefährten gleichstehen wollte, so nahm ich öfter das Ansehen an, Urheber von Sünden zu seyn, die ich gar nicht begangen hatte, nur um ein wenig der so gefährlichen Achtung meiner Genossen theilhaftig zu werden...“

<sup>\*)</sup> Kürzlich ist in Paris eine neue Ausgabe der Opera omnia Sancti Augustini in 11 Bänden erschienen. Auch die „Konfessionen“, auf welche zunächst der hier mitgetheilte Artikel sich bezieht, befinden sich darunter.

„Mit solchen Gesinnungen reiste ich nach Karthago; kaum in dieser Stadt angelangt, hörte ich überall den Jubel der unkeuschen Liebe ertönen. Ich selbst liebte noch nicht, aber ich wollte gern lieben. Endlich erreichte ich das, was ich bisher so sehnlich erwünscht. Allmächtiger, barmherziger Gott! mit welcher Bitterkeit waren diese Freuden der Liebe vermischt! Ich liebte, ich wurde wieder geliebt, ich genos! Ich Unglücklicher, welche Ketten von Kummer schmiedete ich mir selber, und mit welchen eisernen Ruthen peitschten mich die Eifersucht, der Argwohn, die Eitelkeit, der Zorn und endlich die Trennung!“

Das nenne ich einen decenten, christlichen Styl, der weder zu kalt noch unwahr ist, der Alles heraussagt, ohne daß wir jedoch vor irgend einem Worte erschrecken dürften. Dieser decente Styl des heiligen Augustinus ist aber ein natürliches Produkt seiner gereinigten Denkungsweise. Wenn auch die Leidenschaft unter dem Joche der Reue noch frisch und lebendig erscheint, so beherrscht doch sein Gemüth jeden rohen Ausbruch derselben, und er spricht von ihr nur, um das Verdammungsurtheil über sie zu fällen. Hier bestätigt sich die Wahrheit des schon alten Sprüchwortes, daß man so schreibt, wie man denkt. Willst du keusch schreiben, so denke zuerst keusch. Aber wer, fragt man, ist Herr seines Gedankens? Derjenige ist es, der sich für das verantwortlich hält, was er denkt, und zwar nicht vor dem Publikum, vor einem Richter, den man höchstens zu ennuyciren sich fürchten dürfte, sondern vor Gott!

Es ist bekannt, wie Rousseau in seiner „Beichte“ uns seine erste Liebe schildert; es ist nicht ein Buffertiger, der seine Sünden bereuet, sondern ein Romandichter, der es keinesweges unterläßt, den Gegenstand seiner Erinnerung auszuschnüden und wo möglich zu verschönern. Seine Frau von Warens ist der wahre Typus der weiblichen Empfindsamkeit im Sinne des achtzehnten Jahrhunderts, nämlich einer Empfindsamkeit, die ihre Quelle mehr in einer Zartheit der äußeren Sinne als des inneren Gemüths hat. Vergleichen wir Rousseau bemüht, den Charakter der Frau von Warens reiner darzustellen; ihr eigentlicher Charakter giebt sich trotz des lägenhaften Schmuckes deutlich kund. Frau von Warens hat auf die Heldinnen seiner Romane den größten Einfluß ausgeübt. Julie und Sophie verstehen zwar zu lieben, aber ihrer Liebe mangelt es an einem gewissen edlen Reize. Sie besitzen zwar alle die Zartheit, welche die Natur verleiht, die Erziehung, die Ausbildung der Natur verleiht. Julie kennt die Freuden der Liebe; sie spricht, sie raisonnirt darüber; Sophie entzieht sich den Liebkosungen ihres Mannes, weil sie seine Gesundheit schonen will: sie sagt es uns selbst. Kurz, in allen den weiblichen Gestalten Jean Jacques Rousseau's spiegelt sich zu sehr der Charakter der Frau von Warens ab. Rousseau's Geist ist groß und kühn, aber sein Herz ist unrein. Er denkt hoch, aber er fühlt niedrig. Seinen Liebesgemälden ist dieser doppelte Charakter aufgedrückt; sie sind zu gleicher Zeit erhaben und niedrig, und darum gefallen sie vielleicht den jungen Leuten in Frankreich so sehr, weil sie eben so sehr die erste Fieberhitze der sinnlichen Triebe, als den Enthusiasmus des jugendlichen Gemüths ansprechen.

Der heilige Augustin hingegen spricht von den Liebesgeschichten seiner Jugend immer in einem bescheidenen, zurückhaltenden Tone. Bei ihm findest Du keine Ausschmüden, um Interesse zu erregen: dies wäre ja eine neue Sünde. Je mehr Rousseau bemüht ist, seinen Gemälden einen gewissen Lieblingsreiz zu verleihen, desto mehr strebt Augustin dahin, jeden Reiz aus seinen Erinnerungen zu verbannen. Rousseau sucht den Roman absichtlich hervor. St. Augustin verbirgt ihn; und doch scheint es uns, wenn man seine „Beichte“ liest, als wenn mitten durch diese ernsten und reuevollen Erzählungen irgend ein anziehender Roman durchschimmerte, der mehr von uns errathen als gelesen, ja der vielleicht nur einem profanen Auge bemerkbar wird, ähnlich der Schönheit jener orientalischen Frauen, die, beständig im Inneren ihres Hauses verborgen, stets verschleiert, von uns kaum erspäht werden und doch so viele Anmuth und zuweilen selbst eine gewisse Leidenschaft durchblicken lassen.

„Damals“, sagt Augustin, „lebte ich mit einer Frau; wir waren nicht durch das heilige Band der Ehe, sondern durch das unskünne Feuer der unkeuschen Liebe mit einander verbunden. Sie war mir und ich ihr treu ergeben: aber welch ein Unterschied zwischen einem solchen Zusammenleben und einer wahren Ehe. Während man in dieser die Absicht hat, Familienvater zu werden, wünscht man in der unrechtmäßigen Verbindung nicht einmal, Kinder in die Welt zu setzen: und doch ist man gezwungen, sie zu lieben, so bald sie geboren sind.“



Wie treffend sind hier mit einem Worte die unrechtmäßigen Ehen charakterisirt, jene Verbindungen, in denen das, was in der rechtmäßigen Ehe den lieblichsten himmlischen Segen bekundet, nur als ein Unglück, als eine Strafe angesehen wird. Trotzdem läßt der Christ auch den in der Sünde erzeugten Kindern nichts Unliebliches widerfahren. Während das Alterthum die Kinder aussetzt, ernährt und erzieht sie das Christenthum, unbekümmert, ob sie aus einer recht- oder unrechtmäßigen Ehe entsprossen. An dem Tage, an welchem Augustin die heilige Taufe empfing, geht sein Sohn neben ihm her und wird zugleich mit ihm getauft. Trotz seiner Neue liebt er das Kind, als eine beständige Erinnerung seiner Schwäche, als eine aus dem Fehltritte selber hervorgegangene Pflicht: und welche eine angenehme Pflicht! Wie sehr liebt er diesen Sohn, den er nicht betrachten kann, ohne zu gleicher Zeit aufs Innerste gedemüthigt und gerührt zu werden! Wie findet sich der Vater in dem jungen christlichen Sohne wieder! Aber auch mit welcher Ergebenheit bringt er ihn dem Herrn dar zum Opfer, als Gott denselben in einem kaum sechzehnjährigen Alter von der Erde abrufft! Nach dem Tode dieses Kindes blieb in dem Herzen des heiligen Augustinus nur eine Erinnerung voll süßer Wehmuth zurück, die von seiner Frömmigkeit zwar stets in den Schranken der Vergessenheit gehalten, aber nie ganz erstickt wird.

„Adeodat“, sagt er, „das Kind meiner Sünde, ward mit mir zugleich getauft. Du hattest das Kind gesegnet, mein Gott! Kaum in einem Alter von fünfzehn Jahren, ragte es an Geistesgaben über manchen achtbaren und gelehrten Mann hervor. Es waren deine Gaben, Herr, die ich in ihm zu rühmen hatte. Es hatte dir wohlgefallen, die Frucht meines Fehltritts zum Guten umzuwandeln. Du hattest ihm Alles gegeben; denn von mir hatte das Kind nichts empfangen als seine unmittelbare Existenz, in der meine Sünde sich kund that. Du hattest mir den Willen eingegeben, meinen Sohn in der Liebe zu deinem Gesetze zu erziehen. Du hast ihn zu dir genommen, als er kaum sechzehn Jahr alt war, und jetzt denke ich daran, ohne mich mehr darüber zu betrüben. Ich habe nichts mehr weder in Betreff seiner Kindheit, noch seiner Jugend, noch seines reifen Alters zu besorgen. Er ruht in Frieden in deinem Schoße. Wie sehr freute sich damals mein Herz, als ich ihn zugleich mit mir in dem Guadenwasser wiedergeboren werden sah!“

Wir finden in der „Beichte“ Augustin's keine schönere Scene, als diese Taufe Adeodat's; wohl aber haben wir an einigen Stellen etwas mehr Leidenschaft bemerkt. Nur muß man nicht etwa an jene wilden Ausbrüche der Leidenschaft denken, welche die gemeine Grundlage der modernen Romane bilden. In der „Beichte“ bewegt sich die Leidenschaft zwar noch, aber sie kommt nicht zum Ausbruche. Sie ist ruhig und ernst, sie gleicht der Leidenschaft, wie sie die Bildhauer des Alterthums plastisch darstellen, der Leidenschaft, die, treu dem Gesetze des Schönen, jeder Verzerrung und Grimasse abhold ist. Das Christenthum verbannt eben so aus der Leidenschaft alles Schreiende und Verzweiflende und findet das Schöne nur in der Uebereinstimmung mit dem Gesetze. Das Gute ist die Grundlage des Schönen.

„Ich mußte“, sagt Augustin, „die Frau von mir entfernen, die ich so lange geliebt hatte: sie stand meinem Entsatze, eine rechtmäßige Ehe einzugehen, im Wege; ich schied mich demnach von ihr, aber mein Herz blutete bei dieser Trennung und schaute sich noch lange Zeit nach dem Herzen zurück, an das es früher so gefesselt war. Sie aber kehrte nach Afrika zurück, indem sie den Himmel zum Zeugen anrief, daß sie nie mehr mit einem Manne sich verbinden wolle.“ (Schluß folgt.)

## England.

Gesundheit, Krankheit und Sterblichkeit in England und seinen Kolonien.

(Schluß.)

Nachdem noch in den Berichten nachgewiesen wird, daß die Sterblichkeit unter den Garden zu Fuß noch um die Hälfte stärker ist als bei der Garde zu Pferde, gehen die Verfasser zu den Stationen des Mittelländischen Meeres über, und zwar zu Gibraltar, Malta und den Jonischen Inseln.

In Gibraltar ist das Klima starken Nebeln ausgesetzt, obgleich es im Sommer trocken und schwül ist. Die Ostwinde, welche das Mittelländische Meer durchstreichen, sind mit Feuchtigkeit geschwängert und führen die ungesunde Jahreszeit mit sich, welche von Juli bis zum November dauert. Die Festigkeit dieser Winde ist den Wunden gefährlich, hitzige Krankheiten zeigen sich und viele in der Genesung Begriffene bekommen wieder einen Rückfall und sterben; während die Westwinde klar, trocken und erfrischend sind und glücklicherweise gerade der Stadt zuwehen. Regengüsse dauern mit großer Festigkeit bis Ende September und fallen fortwährend, obgleich zuweilen mäßiger, bis zum Mai; diesem Regen folgt Dürre, während welcher die Vegetation ersticken würde, würde sie nicht auf künstliche Weise bewässert. Der Herbst ist voll von starkem Thau und dickem Nebel, für die Empfindung sehr unangenehm.

In Malta, dessen Temperatur der der Tropenländer gleicht, fällt der Regen in heftigen Güssen vom Dezember bis zum Februar, so daß bis zum März die Luft mit Feuchtigkeit geschwängert ist. Von da an fällt kaum ein Regentropfen während der nächsten fünf Monate, und der Himmel ist ohne eine einzige Wolke. Der Sirocco oder Südostwind weht heftig in den Herbstmonaten und ist eine Quelle großer Belästigung für die Empfindung und von großem Nachtheil für den Gesundheitszustand. Man hat behauptet, Gibraltar und Malta hätten eine sehr günstige Lage für die Gesundheit und ge-

währten einen Schimmer von Hoffnung für diejenigen, welche an der Schwindsucht leiden; aber diese Annahme wird durch den vorliegenden Bericht widerlegt. Denn aus diesem ergiebt sich, daß, mit Ausnahme der Jonischen Inseln, das Mittelländische Meer nicht, wie man gewöhnlich glaubt, für die Lungenschwindsucht lindernd ist, sondern gerade das Gegentheil stattfindet.

Was andere Krankheiten betrifft, so ist gewöhnlich in Gibraltar einmal des Jahres ein Jeder unter ärztlicher Behandlung. Todesfälle durch Fieber sind um die Hälfte mehr als in England, und die Zahl der von dieser Krankheit Ergriffenen zweimal so groß.

Jedoch ist nicht das gewöhnliche, sondern das zu Zeiten herrschende gelbe Fieber an der vermehrten Zahl der Sterbenden schuld. Katarrhe sind trotz Nebel und Feuchtigkeit nicht so häufig als bei uns, und die Lungentzündung kommt zwar öfter vor, aber ihr Charakter ist bei weitem milder. In Großbritannien stirbt einer von 18, in Malta 1 von 45.

Auf den Jonischen Inseln ist die Zeit des stärksten Regengusses zwischen November und März; die der Trockenheit vom Juni bis September. Erdbeben sind häufig. Das Klima, obgleich veränderlich, ist allen Lungenkrankheiten günstig. Schnupfenfieber sind weder halb so vorherrschend, noch halb so lebensgefährlich, als in Gibraltar, Malta oder in England. Die Anfälle von Schwindsucht und die Sterbefälle überhaupt sind weit geringer als in Malta. In Malta, Gibraltar und Großbritannien werden unter 1000 Menschen gewöhnlich 6 von der Schwindsucht befallen — auf den Jonischen Inseln nur 3.

In Westindien wird die Hitze neun Monate des Jahres hindurch von den Passatwinden, die von Osten her wehen, August und Dezember ausgenommen, gemildert. Die stürmische Jahreszeit dauert vom August bis gegen Ende Oktober, während welcher Zeit von großen Verwüstungen einige dieser Inseln heimgesucht werden. Die Zahl der weißen Truppen vom Jahre 1817 bis 1836 betrug 4333, wovon jeder Mann durchschnittlich zweimal des Jahres unter ärztlicher Aufsicht gestanden zu haben scheint, das heißt, die Krankheitsfälle sind im Ganzen ungefähr zweimal so zahlreich wie in England. Bei uns stirbt unter 67 Kranken nur 1; in Westindien stirbt von 24 Einer, Es starb jährlich ein Cüstel der Kriegsmacht, welches die sechsfache Zahl der Sterblichkeit unserer Truppen in England ist. So arg dieses auch seyn mag, so scheint doch der zerstörende Einfluß des Klima's sich gemildert zu haben, wie man aus der Sterblichkeit innerhalb der vierzehn Jahre, die dem Jahre 1817 vorangingen, nämlich von 1803 bis 1816, ersehen kann. In dieser Zeit sind jährlich von 1000 Mann weißer Truppen 138 gestorben, oder ungefähr die eine Hälfte mehr als die Durchschnittszahl der letzten zwanzig Jahre.\*

Nicht unerwähnt dürfen wir lassen die Einrichtung der Kasernen, die als ein wahres Muster großer Nachlässigkeit oder Unwissenheit gelten können in Allem, was das menschliche Leben anbetrifft. In einem warmen Klima werden so viele Menschen in einem Zimmer beherbergt, als die Breite ihrer Körper es zuläßt. Auf einen jeden Mann kommen 23 Zoll, oder gerade Raum genug, die Hangmatten zu befestigen, in die, anstatt der Bettstellen, sie neben einander gelegt werden. Dieser Zustand der Dinge blieb bis 1827 so. Von dieser Zeit an wurden drei Fuß und drei Zoll jedem Manne gestattet, so daß die Kaserne in jeder Hinsicht ein viel geräumigeres und bequemeres Ansehen erhielt. Dieser Raum ist indessen für den Gesundheitszustand so klein, wofür nicht ein künstlicher Luftzug angebracht wird.

Die Fieberkrankheiten sind sehr stark in Demerara, Berbice und Trinidad, wo die Kasernen in sumptigen Gegenden sind. In den anderen Inseln sind sie weniger herrschend. Auf Tobago, Guiana, St. Lucia und Domingo wüthen oft das gelbe und andere böseartige Fieber. Es stirbt der 23te Kranke dort, statt bei uns der 28ste. Dagegen sind die mit Ausschlag begleiteten Fieber (ruptive fevers) so selten, daß während eines Zeitraums von 20 Jahren nur 13 Mann daran erkrankten, wovon ein einziger starb.

Wie groß der Einfluß der Lokalität auf die Sterblichkeit der Truppen in Westindien ist, mag folgendes lehren. Von tausend Mann weißer und schwarzer Truppen starben jährlich zu

Parl Camp . . . . .	140,6
Port Royal . . . . .	113,1
Fort Antigua . . . . .	73,5
Spanish Town . . . . .	162,4
Honey Hill . . . . .	90,2
Port Antonio . . . . .	149,2
Falmouth . . . . .	102,6
Montego Bay . . . . .	178,9
Maroon Town . . . . .	32,7
Luca . . . . .	84,9

Die Entfernung zwischen Maroon Town und Montego Bay ist bloß 18 Engl. Meilen, und doch ist der Unterschied der Sterblichkeit so groß, weil letzteres an der Seeküste liegt und von drei Seiten durch Berge eingengt ist. Die Hitze ist dadurch stärker, und die Verbindung der Seeluft mit der Feuchtigkeit der Hügel erzeugt wahrscheinlich Malaria.

Wir haben noch einige Worte über unsere heillosen Niederlassungen in West-Afrika zu sagen, die zu behalten uns ein wahrer Wahnsinn scheint. Die Verfasser der Berichte bedauern den Mangel an genauen Nachrichten und setzen hinzu, daß alle Jene, welche ihnen die Aufschlüsse und Materialien bringen sollten, vorher in der Kolonie ge-

\* Da irrt sich der Verfasser sehr, wenn er diese Verschiedenheit dem wandelbaren Klima zuschreibt. Der Krieg mit Frankreich und Amerika in jenen Jahren machte den Dienst der Soldaten erschöpfender, und andererseits konnte das Mutterland nicht so leicht für die Verorgung der ferneren Truppen sorgen, da man zu Hause so viel zu thun hatte und auch das Meer unsicher war.



stoben waren! Diese Besitzungen, so verschieden nach ihrem äußeren Anblick, haben doch das gemeinschaftlich, daß sie alle tödtlich für den Europäer sind. Sie liegen zerstreut auf einem Küstenstrich von 1600 Engl. Meilen zwischen St. Maria und Accra. Wir sprechen zuerst von Sierra Leone. Diese Halbinsel zwischen dem Gambia und Accra besteht aus einer Kette von kegelförmigen Bergen, an deren Fuße Ebenen zu 1 bis 3 Engl. Meilen Breite sich befinden. Hier, so wie in den daran liegenden Inseln, wovon die Hauptniederlassung St. Maria ist, fällt sehr viel Regen, der das Land sumpfig macht, die Luft in immerwährender Feuchtigkeit erhält und das Gedeihen der Vegetation hindert. Man versichert, daß in zwei Tagen des August hier mehr Regen fällt, als in England das ganze Jahr. Dezember, Januar und Februar weht der furchtbare Harmatan, der den Lungenkranken tödtlich ist. Nach diesem elenden Klima werden Soldaten geschickt, die ein begangenes Verbrechen in diesem Dienste abtun, und die also Laster und Verzeufung mitbringen. Bis 1826 waren gar keine Kasernen da, obgleich sie hier nöthiger als in der ganzen Welt wären. In den 18 Jahren von 1819 — 1836 war jeder Soldat 3 mal jährlich unter den Händen des Arztes, und die Hälfte der Truppen ging unter. Die Hauptkrankheit ist das Fieber, welches durchschnittlich jeden Mann alle 9 Monate einmal befällt; Leberkrankheiten sind 3 mal stärker und gefährlicher, als in allen unseren Kolonien.

Als Entschädigung für so schreckliches Verderben in den Afrikanischen Kolonien können wir unsere Besitzungen auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung und besonders den östlichen Theil desselben betrachten. In der Kapstadt selbst ist die Sterblichkeit geringer als zu Hause, indem 1 von 46 stirbt. Hierbei muß noch dazu in Anschlag gebracht werden, daß man nach der Stadt die Leidenden vom Osten her bringt, wenn sie das letzte Stadium der Krankheit erreicht haben. In manchen Distrikten stirbt nur 1 von 67, was den gesunden Grafschaften Englands gleicht. Die Fieber sind hier gar nicht bössartig, und von den Ausschlag-Fiebern sind in 19 Jahren 9 Anfälle, und darunter ein Todesfall, vorgekommen. Schwindsucht ist nicht einmal so häufig als auf den Ionischen Inseln. (N. R.)

## R u ß l a n d.

### Die Russische Militair-Musik.

Von Adolph Adam.\*)

Wenn ich von der Russischen Militair-Musik spreche, muß ich die Französische zum Ausgang nehmen, um einen Vergleichungspunkt zu haben, und da findet sich denn, daß Frankreich in dieser Hinsicht keinesweges den Vorsprung hat. In Frankreich darf ein Regiment vorschrittsmäßig nur 27 Musiker haben; fügt man zu dieser gar zu beschränkten Zahl noch die unzulängliche Beschaffenheit der hier angewendeten Instrumente, so wird man eingestehen müssen, daß wir in Frankreich unmöglich eine gute Militair-Musik haben können. In Russland ist der Effectivbestand der Regiments-Musiker immer 40; auch giebt es unter diesen keine gedungene, sondern die Musiker rekrutiren sich unter den Soldaten, bei denen sich Talent dazu vorfindet, und da der Dienst 20 Jahre dauert, so haben die Eleven hinreichende Zeit, sich auszubilden und ihrerseits in Meister sich zu verwandeln.

Man ist in Frankreich viel zu sehr gewöhnt, sich dem Auslande in jeder Hinsicht überlegen oder mindestens gleich zu wähen. Da ich mich lange mit der Militair-Musik beschäftigt und sieben Jahre hinter einander die Juli-Konzerte in den Tuileries dirigirt habe, so war eine meiner ersten Handlungen in St. Petersburg, daß ich einen Militairmarsch komponirte, den ich dem Kaiser überreichte, und der von Sr. Majestät baldreichst angenommen wurde. Am Tage nach der Ueberrichtung meines Marsches sah ich den Kapellmeister des Garde-Musikcorps bei mir eintreten und mir sehr verbindlich meine Partitur zurückbringen, mit dem Rath, daß ich sie neu instrumentiren möchte, weil ich nur die sehr kleine Zahl von Instrumenten angewandt, deren wir uns in Frankreich bedienen, und es deshalb mehr als wahrscheinlich wäre, daß sie neben Musikstücken, in welchen weit mehr Instrumente benutzt seyen, keine Wirkung machen würde. Dieser Kapellmeister ist ein Deutscher, Herr Haase, der in seiner Jugend unter dem Kaiserreich die Musik eines unserer Französischen Regimenter dirigirte. Er wurde im Jahre 1812 gefangen genommen, und seine Talente erregten die Aufmerksamkeit des Großfürsten Konstantin, der ihm eine Anstellung gab. Nach dem Tode seines Gönners trat Herr Haase in den Dienst des Kaisers und erhielt die Direction der Garde-Musik mit angemessenem Rang und Gehalt. Das Talent des Herrn Haase rechtfertigt eine solche Günstigkeit vollkommen, und seiner Gefälligkeit verdanke ich es, daß ich die genauesten Angaben über die ganze Einrichtung der Russischen Militair-Musik erhalten habe. Um eine Vorstellung davon zu geben, muß ich das Verzeichniß der in der Französischen und der in der Russischen Armee im Gebrauch befindlichen Instrumente zusammenstellen.

**Französische Musik:** Eine Piccoloflöte in Es, eine Piccoloflöte in Es, drei große B-Klarinetten, doppelt besetzt, vier Hörner in verschiedenen, jedoch stets in B-Tonarten, zwei kleine Klappenhörner, zwei Trompeten, drei Posaunen und Serpents, sodann die Janitscharenmusik, als große Trommeln, Zimbeln und dergleichen.

**Russische Musik:** Zwei Piccoloflöten, zwei große Flöten, eine Piccoloflöte in F, zwei C-Klarinetten, doppelt besetzt, Bassetthörner, doppelt besetzt, Bass-Klarinetten, doppelt besetzt, zwei Oboen, zwei Englische Hörner, vier chromatische Hörner, sechs chromatische

Trompeten, eine Bass-Trompete, ein Basshorn, vier Fagotte, vier Posaunen und Tuba's, und die Janitscharenmusik wie in Frankreich.

Da mehrere dieser Instrumente in Frankreich ganz unbekannt sind, so muß ich einiges Nähere über ihre Beschaffenheit und ihre Wirkung mittheilen. Die Bassetthörner sind nichts Anderes als die F-Klarinette, welche Meyerbeer in einem Trio des fünften Akts der „Hugenotten“ zu obligater Begleitung benutzt hat. Da diese Klarinette sehr lang ist, so hat man ihr eine etwas veränderte Form gegeben und das Rohr unten in einen rechten Winkel gebogen; auch hat sie, um den Klang sonorer zu machen, ein metallenes Schallstück. Die Bass-Klarinette hat die Form einer gewöhnlichen Klarinette, ist aber noch eine Oktav tiefer, als das Bassetthorn. Ihr Umfang kommt dem des Fagotts gleich, vom tiefen B bis zum H zwischen den Klaviern im Violinschlüssel. Die chromatischen Trompeten gleichen im Umfang und Ton ganz den gewöhnlichen Trompeten, nur daß sie auch alle halbe Töne angeben. Die chromatischen Hörner sind nichts Anderes als die großen Klappenhörner, die ich in Frankreich, ungeachtet ihrer Brauchbarkeit, bis jetzt nur im Orchester der Oper gefunden habe. Die Bass-trompete ist eine Art von Posaune mit Ventilen oder Klappen; nur hat sie einen helleren, schärferen und schneller angehenden Ton als die Posaune. Das Basshorn ist ein sehr großes Klappenhorn, welches viel mehr Gewalt in den tiefen Tönen hat, als das gewöhnliche Horn. Die Tuba endlich, die sehr vortheilhaft anstatt des Serpents gebraucht wird, ist eine Modification dieses Instruments, indem die Ventile den Dienst der Schlüssel thun, wodurch der Ton eine Bestimmtheit erhält, die dem Serpent nie abzugewinnen ist, während er sich auch rascher angeben läßt, wogegen die Serpents stets nachschleppen, weil die Luft theils durch den Schalltrichter entfährt, theils durch die Oeffnungen, welche von den Schlüsselstücken geschlossen werden. Aus dieser einfachen Darlegung der verschiedenen Hülfsmittel der Russischen und der Französischen Militair-Musik ist die Ueberlegenheit der ersteren leicht zu erkennen. Unter dem Kaiserreich bedenkten wir uns auch der F- und C-Klarinetten, welche die Anwendung der Tonarten A, D und E-Dur gestatteten, die am glänzendsten wirken; ich weiß nicht, aus welchem Grunde man die B-Klarinetten an deren Stelle gesetzt hat; sie sind sanfter und weicher, aber ihre matte Wirkung eignet sich weniger für diese Art der Musik. Was der Französischen Militair-Musik besonders fehlt, das sind die mittleren Instrumente. Der Bass ist durch die Posaunen und Serpents stark genug besetzt, der Diskant erhält durch die Piccoloflöte und Piccoloflöte einen durchdringenden und hinreichend hörbaren Klang; aber zwischen diesen beiden Extremen ist nichts da, um die Mitte auszufüllen; die Hörner ohne Klappen können nur sehr wenig ausreichen, und die dritten Klarinetten haben keinen Umfang, denn sie bleiben beständig in der sogenannten Schalmey-Oktave. Die Besetzung der Fagotte ist sehr zu bedauern; ihre weichen und gehaltenen Töne dienen als Verbindung zwischen den beiden äußersten Enden; sie verstärken alle gestopften Hornöne, die ohne diese Unterstützung im Freien ganz verloren gehen. Sehr wenig Regimenter haben Fagotte in ihrer Musik; man findet deren fast nur bei den Musik-Corps der Nationalgarde, die an Zahl und Trefflichkeit denen der Armee bei weitem überlegen sind.

Unter allen Ministern, die nach einander das Kriegs-Departement in Frankreich verwaltet haben, ließ nur ein einziger sich die Militair-Musik ernstlich angelegen seyn; dies war der Marschall Maison, der lange als Botschafter in Russland gelebt hatte. Nach dem Muster der Regiments-Musikschulen dieses Landes richtete er das Gymnasium der Militairmusik ein. An die Spitze dieses Instituts stellte er einen Mann, der die Musik-Gattung, welche dort gelehrt werden sollte, gründlich kannte. Dieser Mann war Beer, ein vortrefflicher Klarinetist und sehr geschickter Komponist, dem es nur an etwas sehr Wesentlichem fehlte, an administrativem Talent. Jedes Regiment sollte zwei Mann schicken, die, nachdem sie zwei Jahre in dem Gymnasium zugebracht, zu dem Regiment zurückkehren und die Kenntnisse, welche sie während ihres Aufenthalts in der Anstalt erlangt hätten, wieder an Eleven mittheilen sollten. Die Obersten wollten anfangs nicht recht daran, Musiker abzuschicken, und es hielt ziemlich schwer, die ministerielle Verordnung auszuführen; endlich aber wurde die Sache durchgesetzt. Das Gymnasium war jedoch seinem Verfall schon nahe, als Herr Beer vom Schlagfluß hinweggerafft ward. Man gab ihm zum Nachfolger einen geschickten Komponisten, ein Mitglied des Instituts, Herrn Garasa, der auf diesem Posten unerwartete Administrativ-Talente entwickelte. Dank diesem gewandten Direktor, ist das Institut zu solcher Blüthe gelangt, wie es bei den geringen Hülfsmitteln, über die es zu verfügen hat, nur irgend möglich war. Will man aber befriedigende Resultate in diesem Kunstzweige erreichen und darin den anderen Nationen Europa's gleichkommen, so ist eine Radikalreform unerlässlich. Da die Dauer des Militairdienstes in Frankreich nur auf sieben Jahre festgesetzt ist, so müßte man den Musikern einen höheren Sold als der Masse der Regimenter gewähren und sie dafür zu längerem Dienst verpflichten, denn bleiben sie nur sieben Jahre, so lohnt es nicht die Kosten für ihre musikalische Ausbildung. Der Unzugänglichkeit der Fonds zum Ankauf von Instrumenten und Musikalien könnte leicht durch Veranstellung einiger Konzerte und durch bezahlte Verwendung der Eleven bei allen öffentlichen Festlichkeiten abgeholfen werden. Endlich müßte man auch besondere Klassen für alle in Frankreich noch nicht übliche Instrumente einrichten, nöthigenfalls Lehrer vom Auslande kommen lassen und darauf bestehen, daß diese Instrumente bei allen Regiments-Musiken eingeführt würden.

Vor Allem empfehle ich die Anwendung der Bassetthörner und Bassklarinetten, so wie die Klappenhörner und die Ersetzung des Serpents durch die Tuba. Die anderen Instrumente werden sich nach und nach einfänden und sind von geringerer Wichtigkeit; doch glaube ich auch, daß unsere Trompeten allen den in Deutschland ge-

\*) Vergl. Nr. 103 des Magazins.



bräuchlichen Instrumenten dieser Art, die dort sämmtlich chromatisch sind und Trompetenklänge haben, Platz machen müssen; das kleine Klappenhörnchen, dessen wir uns in Frankreich bedienen, kann von jenen Instrumenten keine Vorstellung geben. Der Ton desselben ist schwerfällig und dumpf, und der Anschlag darauf nicht lebhaft genug; es ist ein Mischlings-Instrument zwischen Horn und Trompete, ohne die Weiche des einen und den Glanz der anderen, und es muß durchaus den wirklichen chromatischen Trompeten weichen, mit denen man so viel Wirkung hervorbringen kann. Alle diese Reformen scheinen mir unumgänglich, und Herr Carafa ist der Mann dazu, sie einzuführen; aber er muß Unterstützung bei der Regierung finden, und diese scheint mir wenig geneigt, dem belagerten Kunstzweig aufzuhelfen.<sup>\*)</sup>

Als ich die Leitung der Juli-Konzerte erhielt, hoffte ich mit Hilfe eines solchen Vereins von zweihundert Blase-Instrumenten zu schönen Resultaten zu gelangen und die sogenannte Harmonie-Musik einigermaßen zu fördern. Aber ich sah am Ende ein, daß dies unmöglich sey, und so gab ich die Leitung jener Konzerte auf, da dieselben nicht die Kunst zum Zweck haben, während sie doch einen sehr erspriesslichen Einfluß darauf ausüben könnten. Als ich im vorigen Jahre vor einem Bureau-Chef die Worte „Kunst und Fortschritt“ aussprach, da er eine Herabsetzung des Preises vorschlug und doch dieselbe Zahl von Musikern verlangte, wurde mir geantwortet, es handle sich hier nicht um die Kunst, sondern um Ersparnisse. Es blieb mir daher nichts Anderes übrig, als auf dies Unternehmen zu verzichten, und dies that ich in diesem Jahre, überzeugt von der Unmöglichkeit, in vierzehn Tagen ein ordentliches Konzert dieser Art zu Stande zu bringen, da allein zur Organisation der Materialien mehr als drei Monate erforderlich seyn würden, nicht zu gedenken der Composition und des Arrangements solcher Musik, deren bloße Instrumentierung schon eine sehr schwierige Sache ist.

Es wird zu St. Petersburg alljährlich im Saale des Opernhauses ein Konzert von den sämmtlichen Musik-Corps der Garde aufgeführt. Die Zahl der Musiker beläuft sich dann auf 8—900. Herr Paase dirigirt dies Konzert, und er beschäftigt sich das ganze Jahr hindurch mit den Einrichtungen dazu und mit dem Arrangement neuer Musikstücke. Das Konzert findet im Monat April statt, und die Einnahme desselben fließt in die Invalidenkasse. Da ich Petersburg schon im März verlassen mußte, so hatte der Großfürst Michael, um mir einen Begriff davon zu geben, die Güte, um meinetwillen eine Probe anzubestellen. Es konnten zwar nur 400 Musiker zusammengebracht werden, also nicht die Hälfte des bei der Aufführung selbst mitwirkenden Personals, aber ich war dennoch vom höchsten Staunen erfüllt über die wunderbare Gewalt dieses Ensembles und über die außerordentlichen Wirkungen, die man mit einer solchen Masse von Instrumenten hervorzubringen vermag. Die Musikstücke, welche man mich hören ließ, waren alle vom ernstesten Charakter und von so verwickelter harmonischer Combination, daß ich es nicht für möglich gehalten hätte, sie mit lauter Blase-Instrumenten auszuführen. Es waren Ouvertüren von Lindpaintner, Mendelssohn und Dnslow, Variationen von Spohr und einige Sachen von Beethoven; auch hatte man die Artigkeit, einige Stücke aus meinen Opern und Ballets hinzuzufügen. Doch ich vergaß meine väterliche Eigenliebe ganz und gar und interessirte mich mehr für die ersten Musikstücke, deren Ausführung in solcher Weise bei uns in Frankreich rein unmöglich wäre, da wir zu wenig Blase-Instrumente haben und daher in den Mitteln sehr beschränkt sind. Diese Probe gab mir die günstigste Vorstellung von dem Konzert selbst, welches ich nicht mit anhören konnte, und ich glaube nicht, daß es in Europa noch einen zweiten so merkwürdigen Instrumental-Verein giebt. Eine wichtige Verbesserung, die man Herrn Paase verdankt, ist die Anwendung des Metalls, statt des Holzes, bei der Verfertigung der Klarinetten. Da das System dieser Instrumente vermöge der Hörner und Bass-Klarinetten so vollständig ist, so bedürfen die Klarinetten nicht solcher Mündung des Tons in der Tiefe, die gar nicht gebraucht wird, und die hohen Töne haben dafür einen desto helleren, glänzenderen Klang. Dazu kommt noch, daß die Harmonie des Ensembles dadurch reiner wird. Bekanntlich ist der Einfluß der Atmosphäre bei den Holz-Instrumenten ein anderer, als bei den metallenen, und daraus entspringt die Schwierigkeit, bei Harmonie-Musiken, wo die Hälfte der Instrumente von Holz und die andere von Blech ist, eine ganz reine Stimmung hervorzubringen. Sobald man nur noch einen dieser Stoffe anzuwenden braucht, wird das Gleichgewicht hergestellt seyn, und diesem Ziel ist man vielleicht in St. Petersburg sehr nahe.

Ueberschauen wir noch einmal die vier Arten der Musik, so stellt es sich unzweifelhaft heraus, daß wir in Frankreich in der dramatischen und in der Kammer-Musik allerdings viel weiter sind, als die Russen, daß dagegen diese in der Kirchen- und der Militair-Musik den Vorrang behaupten.

### M a n n i g f a l t i g e s .

— Gérard's Ausschmückung des Pantheons. Für das Pantheon in Paris hat Gérard vier große Gemälde vollendet, die

<sup>\*)</sup> Wie sehr derselbe in der Preussischen Armee florirt, davon geben uns die verschiedenen Konzerte ihrer verschiedenen Musikcorps den vollkommnen und wohlthätigsten Beweis, und wir haben hier besonders den geschickten Arrangeur und Director eines dieser Corps, Herrn Weller, rühmend zu nennen. Der kürzlich sogar die große nemte Symphonie Beethovens für Militair-Musik eingerichtet hat, die bereits mehreremale im Berliner Blumengarten in dritter Weise ausgeführt wurde.

den Eingang des Gebäudes schmücken und dessen ganze Bedeutung dem Eintretenden zu erkennen geben sollen. Das erste Gemälde stellt den Tod dar, der ja den großen Namen erst das Recht verleiht, ihre Apotheose durch das Pantheon zu erhalten; doch ist es nicht der Tod in abschreckender knöcherner Gestalt, sondern unter dem Bilde einer Frau, die, ungeachtet der Eiskälte in ihrem Gesicht, doch noch schön ist und mit ihrem Arm einen starken Mann hingestreckt hat, während neben ihm ein Greis, ein schwaches Weib und ein Kind verschont bleiben. Aber indem sie mit der einen Hand den Körper hingestreckt, zeigt sie mit der anderen auf den himmlischen Theil desselben, auf die zu Gott zurückkehrende Seele, die von ihr unberührt bleibt. Das zweite Gemälde stellt das Vaterland dar. Frankreich, abermals unter dem Bilde einer Frau, tritt an ein Grab, Thränen im Blick und den Mund zu begeisterter Rede geöffnet; zu den Füßen des Vaterlandes erblickt man das Volk in Trauer um einen großen Mann. Krieger, Künstler, Gelehrte, Bürger und Landleute bieten dem Vaterland ihren Arm an, bereit, für dasselbe zu sterben. Das dritte Gemälde zeigt die Gerechtigkeit, langsam allerdings heranschreitend, stumm für die Lebenden und erst denjenigen, die nicht mehr sind, ihren schuldigen Tribut darbringend, ihre vergeblichen Klagen nachsendend; aber sie wehrt nun auch von der Hingeshiedenen letzten Zufluchtsstätte die Reichen, die Schlechten und die Undankbaren ab. Das vierte Gemälde endlich zeigt uns die mächtigste Göttin der Franzosen, den Ruhm — la Gloire. Es ist von allen vier Frauen, die hier dargestellt sind, die schönste, die imponirendste, die am meisten von Majestät strahlende. Sie empfängt, sie bekrönt einen Mann, einen siegverkündenden Helden, der die Züge Napoleon's trägt und voll Zuversicht sich ihr naht. Ein Gallischer Krieger, die Stirn von Narben bedeckt, zu den Füßen der Ruhmesgöttin und des Helden, blickt voll Verzückung zu ihnen hinauf. Am Himmel erscheint auf der einen Seite der Adler des Kaisers und auf der anderen, selig und beseligend, die Figur der Religion. — Gérard, sieht man, ist ein großer Künstler durch seine schönen Conceptionen und noch mehr durch seine auf einem tiefen Studium beruhende Kenntniß des Volkes, für dessen Ruhm er an seinem eigenen arbeitet.

— Die Riß'sche Amazone in Paris. Herr François Barrière, der im Journal des Débats über die oben erwähnten Arbeiten Gérard's berichtet, gedenkt bei dieser Gelegenheit auch eines Deutschen Kunstwerks, nämlich der Riß'schen Amazone, von welcher, bevor noch das großartige Original seinen würdigen Platz in Berlin gefunden, schon ein kleinerer Abguss, als edles königliches Gastgeschenk, in Paris aufgestellt ist. Hören wir, was Herr Barrière darüber berichtet: „Rauch, der sich neben den großen Meistern einen Platz erworben, indem er der schönen und heldenmüthigen Königin von Preußen ein Grabmal arbeitete, Rauch, dessen kunstreicher Meißel die Züge dieser Königin eben so unsterblich gemacht, wie es der Schmerz um ihren Verlust ist, hat in unsern Tagen Schüler herangebildet, die des Meisters würdig sind. Wir selbst besitzen jetzt ein Werk eines dieser Schüler, das wir mit Muße betrachten können. Es ist dies eine halb lebensgroße Gruppe in Bronze, welche eine von einem Tiger angefallene Amazone zu Pferd darstellt. Das Ungeheuer, gleich schrecklich durch seine Geschmeidigkeit, wie durch seine Wildheit, hat das Pferd an der Brust gepackt. Der Tiger hält sich daran mit seinen scharfen und blutigen Krallen fest, und während beißt er dem sich bäumenden Rosse in die linke Seite des Halses ein. Die Amazone ist nach derselben Seite hin geneigt; ihre linke Hand hat die Mähne des erschrockenen Pferdes ergriffen, während sie mit der rechten die Lanze führt, die ihren furchtbaren Feind bald durchbohren wird. Die rasche Bewegung macht, daß ihre Haare hinterwärts fliegen, und giebt der Gestalt ein schreckhaftes Ansehen: man sollte glauben, daß die Bronze erbleibe. Aber der Schrecken ist weder im Herzen noch in den Gesichtszügen der Kriegerin; vielmehr sind ihre edle und ruhige Stirn, ihre leicht zusammengezogenen Augenbrauen, ihr auf den gefährlichen Feind gerichteter Blick, ihr ihm sich hinneigendes Gesicht strahlend von Unwillen, Stolz, Kühnheit und Energie. An dem Tiger ist es, zu zittern! Ein Künstler, Namens A. Riß, hat im Jahre 1837 in Berlin dieser Gruppe das Leben gegeben. Die Kunst hat ungeheure Fortschritte gemacht, die mit solcher Lebendigkeit die Natur auffaßt und darzustellen vermag. Das Werk ist ein Geschenk, das der seitdem auf den Thron gelangte Kronprinz von Preußen dem Kronprinzen der Franzosen überliefert hat. Der Herzog von Orleans war bei dem Feldzug in Algier, als dieses Andenken einer erlauchten Gastfreundschaft in Paris eintraf. Nachdem der Prinz zurückgekommen war, besuchte er sich, ihm eine würdige Stelle anzuweisen. Die nahe Villa von Neuilly birgt in ihren grünen Auen lachende von der Seine bespülte Inseln. Auf einem Vorsprunge dieser Inseln, jenseits der von Perronet über den Fluß gebauten Brücke, befindet sich ein kleiner Tempel, ganz demjenigen gleich, der die Wasserfälle von Tivoli krönt. In diesem Tempel nun ist die von Sr. Maj. dem Könige von Preußen überlieferte Gruppe aufgestellt. Sie ruht auf einem von vier Säulen getragenen Sockel von einem seltenen Marmor, der die violetten Farben des Spath und die Dauer des Granit hat. Diese schönen vortrefflich ausgeführten Stein-Arbeiten kommen aus der Werkstätte des Herrn Gantian in Berlin. Der Ort der Aufstellung ist nicht ohne Absicht gewählt; denn die Insel, ihr Vorsprung und der Tempel blicken nach dem gegenüber liegenden Paris, nach Paris, wo alle Talente, alle Erzeugnisse der Kunst, Richter, Anerkennung und Bewunderer finden.“